

Cas Roman

**WHITE
ROOM.**
Virgin

Roman

Ein lauter Knall riss mich aus dem Schlaf. Ich schoss hoch, mein Herz raste. Irritiert sah ich mich um. Doch da war nichts Ungewöhnliches zu sehen – meine Tür stand noch immer einen Spalt offen und die Lampe neben meinem Bett war noch an. Ich war mit dem Buch auf der Brust eingeschlafen. Benommen legte ich es zur Seite und rieb mir über das Gesicht.

»Diese scheiß Tür ...«, murmelte jemand im Flur.

Dann ging das Licht an und das Parkett knarzte unter stolpernden Schritten.

Das muss dieser Lucien sein.

»Er kommt heute nach Hause. Lass dich von ihm nicht einschüchtern!«, hatte Martin mit singender Stimme gesagt, als er die Wohnung verließ.

»Was meinst du damit?«, hatte ich ihm hinterhergerufen. »Und wohin gehst du überhaupt?«

»Arbeiten. Ich schiebe Sitzwache im Krankenhaus. Du weißt schon – Geld verdienen und fürs Studium lernen. Hab eine gute Nacht!«

Seit einer Woche wohnte ich nun in Zürich und Martin, mein Cousin, kümmerte sich wie ein großer Bruder um mich. Meine Eltern hätten mich viel lieber in einer Lehre zum Landwirt statt in einem naturwissenschaftlichen

Studium gesehen. »Um den Hof zu übernehmen, reicht eine Lehre völlig. Damit sparst du sogar Zeit und Geld«, hatte mein Vater gesagt. Nach endlosen Diskussionen hatten sie schließlich doch ihr Einverständnis gegeben – mit der Bedingung, Martin solle ein Auge auf mich haben. Dabei war ich zu diesem Zeitpunkt schon volljährig. Jedenfalls hatte er den beiden versichert, er passe gut auf mich auf, und richtete mir mit ihrer finanziellen Unterstützung ein Zimmer mit Bett und einer Nachttischlampe ein. Neben meiner Kleidung, die ich im Koffer unter dem Bett aufbewahrte, und dem Buch, das ich vor dem Einschlafen gelesen hatte, war dies alles, was ich hier in Zürich besaß.

Ich sollte die Tür schließen. Es war definitiv zu spät am Abend, um noch einen guten ersten Eindruck zu hinterlassen. Doch als ich aufsaß, lehnte der junge Mann bereits im Türrahmen und betrachtete mein so gut wie leeres Zimmer. Sein weizenblondes Haar war zerzaust, das, was wohl einmal eine Haartolle gewesen war, hatte er sich hinters Ohr geklemmt, und er trug ein braunes Shirt mit V-Ausschnitt. Seine schwarze Hose war voller Farbflecken.

»Wie im Museum ...«, murmelte er scheinbar beeindruckt und mit nicht angezündeter Zigarette im Mundwinkel. Er wirkte so unnahbar, wie er da cool mit verschränkten Armen am Türrahmen lehnte. Dann fiel sein Blick auf mich. Seine leuchtend grünen Augen funkelten, die Mimik hatte etwas Verschmitztes, während er mich unverhohlen anstarrte.

Lass dich von ihm nicht einschüchtern, kamen mir Martins Worte erneut in den Sinn, und ich hielt seinem Blick stand.

»Du bist also der Cousin aus der Westschweiz«, bemerkte er beiläufig und klopfte seine Taschen ab – vermutlich suchte er nach einem Feuerzeug. »Sprichst du Deutsch?«

»Äh ... ja. Bin zweisprachig aufgewachsen«, antwortete ich, ein bisschen irritiert wegen seiner weichen Stimme. »Dann musst du Lucien sein.«

Etwas in seinem Blick veränderte sich. Irgendwie verärgert sah er mich aus verengten Augen an. »Sprich meinen Namen nicht französisch aus!«, knurrte er drohend. »Wenn, dann auf Englisch.«

Verwundert runzelte ich die Stirn. Martin hatte von ihm nur als Lu gesprochen. Aber auf dem Klingelschild stand neben Martins ein französischer Nachname, von daher ... Um die Wogen zu glätten, rappelte ich mich auf, ging zu ihm und streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin Jonas. Freut mich.«

Kurz sah er mich misstrauisch an, dann neigte er ohne meine Hand zu nehmen den Kopf zur Seite und schaute an mir vorbei. »Ist das etwa die Bibel, die du da liest?«

»Ja.« Es machte mir nichts aus, falls er sich darüber lustig machen wollte, aber dass er in meiner Tür stand und meine ausgestreckte Hand ignorierte, war mir dann doch allmählich unangenehm. Als ich schon im Begriff war, sie sinken zu lassen, und verunsichert zu Boden schaute, schlug er doch noch ein.

»Komm!«, sagte er und taumelte in Richtung Küche.

»Äh ... warum?«, fragte ich, folgte ihm aber dennoch.

»Um anzustoßen. Warum denn sonst?«

»Aber ... Es ist Dienstag!«

Er wies auf die Uhr über dem Spülbecken – sie zeigte kurz nach Mitternacht an. »Nein, schon Mittwoch.« Dann nahm er zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank, öffnete

te sie und stellte sie auf den Tisch. Träge ließ er sich auf den Stuhl plumpsen, von dem ich seit einer Woche dachte, es wäre mein Platz.

»Na los, setz dich!« Er schob mir eine Flasche hin und prostete mir zu. »Willkommen in deinem neuen Zuhause!«

Neben dem Stapel Magazinen auf dem Tisch lag ein Feuerzeug und endlich zündete er sich die Zigarette an. Mit einem kurzen Blick versicherte ich mich, dass meine Zimmertür zu war. Dann schaute ich wieder zu ihm. »Ich trinke nicht«, sagte ich sachlich, setzte mich ihm aber dennoch gegenüber.

»Ein Grund mehr, jetzt damit anzufangen!« Er lachte, lehnte sich nach einem großen Schluck zurück und legte ein Bein über das andere.

Ich hingegen saß wie ein Holzklötz da, wusste nicht, wo ich hinsehen sollte, und wünschte mir zum ersten Mal in meinem Leben mehr Erfahrung im Halten von Small Talk. Meine Angst, etwas Falsches zu sagen, war so groß, dass ich schließlich doch einen Schluck Bier trank – meinen allerersten überhaupt. Bei dem bitteren Geschmack zogen sich all meine Gesichtsmuskeln zusammen. Angewidert stellte ich die Flasche zurück auf den Tisch.

Lucien lehnte mit seinem Stuhl derweil bequem an der Wand, zog kräftig an seiner Zigarette und entließ den Rauch in Richtung Deckenlampe. Dann starrte er mich wieder an, als wäre ich eine Laborratte und jede meiner Bewegungen von großer Bedeutung. »Martin sagte was von ETH?«

»Agrarwissenschaften«, antwortete ich und glaubte, damit den Einstieg in das Gespräch gefunden zu haben.

»Schön«, meinte Lucien bloß und schaute nun gelangweilt aus dem Fenster.

Offenbar doch nicht. Warum? Ist es die ETH? Oder weil ich beim ersten Schluck das Gesicht verzogen habe? Irgendetwas habe ich wohl falsch gemacht. Ob er bezüglich meines Einzugs wohl Mitspracherecht hatte? Vielleicht ist seine Freundlichkeit nur gespielt? Ich schüttelte mich kaum merklich. Nein, nein, nein! Martin hat mich vorgewarnt. Hör auf!

Lucien verschränkte die Arme hinter dem Kopf. »Und? Was läuft so auf der anderen Seite des Röstigrabens?«

»Was meinst du?«

»Party? Miezen?«

Verlegen senkte ich den Kopf, nahm die Flasche zwischen meine Hände, drehte sie, und suchte nach einer passenden Antwort. Sonst machte es mir nichts aus, zuzugeben, dass ich, was das anging, keine Erfahrung hatte. Aber Lucien bewirkte mit seiner selbstsicheren Art irgendwie das Gegenteil.

Da beugte er sich vor und zog skeptisch die Augenbrauen hoch. »Sag bloß, du bist ein Nesthocker!«

»Ein was?«

»Ein Nesthocker. Einer, der den ganzen Tag vor der Glotze hängt und noch nie Sex hatte.«

Es dauerte nur eine Sekunde. Das Blut stieg mir zu Kopf und mir wurde heiß. »Was? Ich ... Nein! Das ... haben wir zu Hause nicht.«

Lucien prustete los und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ach du Scheiße ... du Armer! Na, dann wird es wohl Zeit, das so schnell wie möglich zu ändern!«

»Ich ... ich meine ... ich hab viel gelernt«, stotterte ich, krallte mich am Tisch fest und wippte nervös mit dem

rechten Bein. »Habe viel auf dem Hof gearbeitet, mich in der Kirche engagiert und so. Viel mehr gab es da nicht zu tun.«

»Du verarschst mich doch, oder?«

»Nein«, antwortete ich knapp und trank aus Verlegenheit einen weiteren Schluck Bier. Ich war überzeugt davon, dass er mich schon durchschaut hatte. Als hätte ich ein Schild am Hals hängen, auf dem in großen roten Buchstaben die Wahrheit stand: *Jungfrau*. Bisher war das nie ein Problem für mich gewesen. Umso mehr irritierte es mich in diesem Moment, dass mir das Thema in seiner Gegenwart unangenehm war. Luciens bloße Anwesenheit irritierte mich.

»O Mann ...« Ungläubig schüttelte er den Kopf und drückte die Zigarette im leeren Aschenbecher aus. »Na dann! Nicht nur willkommen in der WG, sondern willkommen in deinem neuen Leben!« Ohne weitere Worte nahm er mir meine Bierflasche aus der Hand und verschwand mit dieser und seiner eigenen in seinem Zimmer.

Was war das denn? Ratlos blieb ich sitzen, betrachtete das Poster von Warhols »Gun« an der Wand und wunderte mich über meinen neuen Mitbewohner. *Ist das nun gut gelaufen? Oder war es eher ein Desaster? Hätte ich mich entschuldigen müssen, dass ich seinen Namen falsch ausgesprochen habe?*

Zwei Tage später, ich joggte gerade die Limmat entlang, schwirrte mir das Gespräch mit Lucien noch immer im Kopf herum. *Warum genau hat er mich eigentlich ausgelacht? Weil ich keine Erfahrung mit Frauen habe, oder weil ich ohne Fernseher aufgewachsen bin?*

Dort, wo ich herkam, spielte es keine Rolle, ob man Spätzünder war; das Dorf war klein und die nächste Stadt weit. Die Auswahl hielt sich in Grenzen. Zudem hatten meine Eltern immer wieder gesagt, dass mir so eine Menge Probleme erspart bleiben würden. Ich war mir plötzlich nicht mehr sicher, ob sie von Fernsehen oder von Sex gesprochen hatten.

Lucien hatte mich auf jeden Fall durchschaut und ja, es war an der Zeit, etwas zu ändern. Nichts lieber als das. Ich war ja wirklich nicht nur in der Hoffnung auf eine tolle Studienzeit nach Zürich gekommen – ich wollte Frauen kennenlernen, das Leben genießen, mit Freunden ausgehen. Aber Martin hatte mich nicht nur vor Lucien gewarnt, sondern auch allgemein vor den Menschen hier. Ich wusste zwar nicht genau, wovor er mich da beschützen wollte, doch ich konnte es kaum erwarten, neue Leute kennenzulernen. *Vielleicht treffe ich ja jemanden, mit dem ich sonntags zur Messe gehen kann. Wenn die-*

ser jemand auch noch eine Frau wäre, dann wäre das perfekt.

Seit ich in Zürich war, fragte ich mich tatsächlich immer wieder, wie es sich wohl anfühlte, eine Frau zu küssen, und wunderte mich, wie es mir eigentlich bisher gelungen war, nicht an so etwas zu denken. Manchmal ertappte ich mich sogar dabei, wie ich mit dem Gedanken spielte, die strengen Grundwerte, die ich zu Hause eingetrichtert bekommen hatte, etwas zu lockern. Warum eigentlich bis zur Ehe warten? Was sprach dagegen, mir eine Freundin zu suchen, jetzt, wo die Verwandtschaft weit entfernt war? Schließlich war die Aussicht auf eine Erweiterung meines Horizontes mit ein Ansporn gewesen, den Zwängen von Zuhause zu entfliehen.

Als Martin unser Kaff vor vier Jahren verlassen hatte, um Arzt zu werden, hatte er sich mit den Worten »Auf Nimmerwiedersehen« verabschiedet. Damals hatte ich meinen Ohren kaum getraut. Er konnte doch nicht einfach verschwinden. Einige Zeit später hatte ich mir plötzlich gewünscht, ebenfalls den Mut für so einen Schritt aufbringen zu können. Mir war immer bewusster geworden, wie sehr ich von meinen Eltern abhängig war. Und das hatte sich bis heute nicht geändert – schließlich bezahlten sie mein Studium und hofften, ich würde danach mit meinem neu gewonnenen Wissen auf den Hof zurückkehren.

Entschlossen schüttelte ich die Gedanken ab. Ich war weit gekommen und das Studium an der ETH war mein Ticket hinaus in die Welt – hinaus in ein neues Leben. Diese Chance würde ich nutzen, denn meine Freiheit sollte nicht nur so lange dauern, wie ich studieren würde. Und schon ging das Gedankenkarussell weiter. *Ob ein guter*

Job reicht, um meine Eltern davon zu überzeugen, dass ich nicht zurückkehren werde? Oder vielleicht eine Frau?

Ich lief unter die Kornhausbrücke und stutzte. Über Nacht hatte jemand jede Menge hellblaue Flugblätter an die Wand geklebt. Ein älteres Ehepaar und zwei Jungen mit Skateboards standen davor. Ich näherte mich interessiert, um zu lesen, was da auf den Blättern stand.

»Liebe

Heirate

Arbeite

Produziere

Kinder

Geld

Frieden

Sei gut

Sei schlau

Sei erfolgreich

Und ignoriere, wie du erdrückt wirst«

Beim Gedanken, gegen die Erwartungshaltung meiner Eltern zu rebellieren, wurde mir plötzlich ganz warm ums Herz. O ja! Ich war so was von bereit, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen und mich diesem Abenteuer zu stellen. Ich spürte vor Aufregung ein Kribbeln im Körper und Vorfreude auf etwas, das ich gar nicht benennen konnte. Da stand genau das, was ich wollte. Ich wollte die Liebe! Ich wollte heiraten und eine Familie gründen! Ich wollte ein friedliches und glückliches Leben in Freiheit führen! Und doch durfte ich nicht tun, was ich wollte, denn meine Eltern hielten mich an der kurzen Leine. Das musste sich ändern.

Mir war klar, dass der Verfasser mit diesen Zeilen wahrscheinlich etwas ganz anderes hatte ausdrücken wollen und ich die wahre Bedeutung gar nicht erfassen konnte, trotzdem riss ich entschlossen eines der Blätter von der Wand und steckte es gefaltet in meine Jackentasche.

Voller Energie rannte ich zurück nach Hause, die Treppen hinauf in den fünften Stock und direkt in die Küche. Martin stand am Herd vor einem Topf mit kochendem Wasser und öffnete gerade eine Packung Spaghetti.

»Schau dir das an!«, sagte ich und legte das Blatt auf den Tisch. »Das habe ich am Fluss gefunden.«

Erst da bemerkte ich, dass Lucien ebenfalls anwesend war. Ich grüßte ihn freundlich, doch er würdigte mich keines Blickes. Stattdessen zündete er sich eine Zigarette an, warf einen flüchtigen Blick auf das Flugblatt und schaute dann desinteressiert aus dem Fenster. *Was ist nur los mit diesem Typen?*

»Essen ist gleich fertig«, sagte Martin und nahm das Blatt in die Hand. »Falls du vorher noch unter die Dusche willst.«

»Ich beeile mich«, sagte ich und ließ die beiden allein.

Als das Wasser auf mich niederprasselte, fragte ich mich, wie sehr Alkohol einen Menschen verändern konnte. Nicht einmal damit hatte ich Erfahrung! Lucien war bei unserer ersten Begegnung ziemlich angeheitert gewesen, und auch wenn ich die Echtheit seiner Freundlichkeit infrage gestellt hatte, war sie mir doch lieber, als ignoriert zu werden. *Aber Martin hat mich vorgewarnt. Scheint offenbar nichts Neues zu sein.* Trotzdem. Dass Lucien mir die kalte Schulter zeigte, verunsicherte mich ein bisschen. Aber wir kannten uns ja noch nicht wirklich und vielleicht würde unser erstes gemeinsames Abendessen als WG da

Abhilfe schaffen. Frisch geduscht kehrte ich zurück in die Küche.

»Was ist los?«, fragte Martin Lucien gerade und stellte eine Salatschüssel auf den Tisch. »Hast du wieder die Nacht durchgemacht?«

Lucien blies den Rauch aus und trank einen Schluck Bier. »Nur noch zwei Tage«, murmelte er. »Bin im Endspurt.«

Zögerlich setzte ich mich auf meinen neuen Platz schräg gegenüber von Lucien und blätterte in einem herumliegenden Magazin. Doch es war sinnlos. Jede dritte Seite fehlte und der Rest war völlig zerschnippelt.

»Konntest du den Transport organisieren?«, fragte Martin ihn und goss das Nudelwasser ab.

»Ja.« Lucien strich sich durch die Haare und offenbarte dunkle Ringe unter seinen Augen. »Steven kommt wieder mit dem Lieferwagen von seinem Onkel.«

»Ah, das ist praktisch. Der Glasbauer war das, oder?«

»Ja«, antwortete Lucien und schaute einmal mehr gedankenverloren aus dem Fenster. »Kommst du auch?«, fragte er dann.

Ich hätte zu gern gewusst, worum es ging, doch mein Gefühl sagte mir, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt war, um danach zu fragen. Lucien strahlte zudem etwas aus, das mir das Gefühl gab, hier überflüssig zu sein. *Aber vielleicht ist er auch nur müde.*

Plötzlich legte mir Martin seine schwere Hand auf die Schulter. »Natürlich! Und ich bringe den Kleinen hier mit.«

Ich erschrak so sehr, dass ich zusammenzuckte. Martin lachte amüsiert. Er sah mich mit seinen dunkelblauen Augen an. »Na? Wie läuft's denn mit dem Studium? Bist

du gut gestartet?« Wenn Martin etwas sagte, klang das immer, als wäre dies von äußerster Wichtigkeit für ihn. Es war jedes Mal, als würde er sein Gegenüber tief ergründen wollen, und obwohl ich ihn bereits mein ganzes Leben lang kannte, lief mir manchmal noch immer ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er mich etwas fragte. Er machte mich nervös, also ließ ich meinen Blick zwischen seine dunklen, buschigen Augenbrauen schweifen, damit ich ihm nicht direkt *in* die Augen schauen musste. Und wenn das nicht half, suchte ich in seinem sonst so perfekten, dunkelbraunen Haar nach einer abstehenden Strähne. Doch da war keine.

»Äh ... ja ... alles gut«, antwortete ich und schaute verlegen zu Lucien.

Der zog bloß an seiner Zigarette und schaute wieder aus dem Fenster. Er rührte sich noch nicht einmal, als Martin ihm einen vollen Teller hinstellte und sich zu uns an den Tisch setzte.

Pflichtbewusst faltete ich die Hände und senkte den Kopf, um im Stillen das Tischgebet zu sprechen. Im Anschluss bedankte ich mich bei Martin für das Essen. Er hielt bereits die Gabel in der Hand und rang sich ein Lächeln ab, während Lucien mich wie versteinert ansah. Es war fast schon unheimlich, wie er mich mit dem Blick durchbohrte.

»Ist was?«, fragte ich und griff nach dem Reibekäse.

Kommentarlos drückte Lucien die Zigarette in den Aschenbecher und trank sein Bier aus. Dann nahm er seine Gabel und fing an zu essen. Martin schmunzelte und wandte sich ebenfalls seinem Teller zu. Die Situation irritierte mich, schließlich waren Martin und ich gemeinsam aufgewachsen, und er hatte überhaupt keine Anstalten ge-

macht zu beten. »Warum hast du mit dem Tischgebet aufgehört?«, platzte es aus mir heraus.

»Ich habe nicht aufgehört«, antwortete er ruhig. »Ich mache es nur nicht mehr vor anderen.«

»Aber das ist ...«

Plötzlich hielt er die Gabel hoch, als wäre sie das Skalpell eines Chirurgen, und zeigte damit direkt auf mich. »Sag es nicht!« Seine Stimme war zu einem tiefen, bedrohlichen Knurren geworden.

»Aber ...«

»Das sind nicht deine, sondern die Worte deines Vaters! Also sei still und iss jetzt!«

Einen Moment starrte ich Martin mit offenem Mund an. Ein solcher Ton war für ihn ungewöhnlich, und so, wie er gleich darauf einen Schluck Wasser trank und weiteraß, war er ihm offenbar selbst fremd.

Die Spannung im Raum war plötzlich unerträglich. Ich machte den Mund wieder zu, schluckte und betrachtete meinen vollen Teller, als wäre er der Einzige, der mir sagen konnte, was ich nun tun sollte. Da stand Lucien auf und holte zwei Bier aus dem Kühlschrank. Eines behielt er, das andere stellte er Martin hin, der es mit einem kurzen Nicken dankend annahm.

So kenne ich Martin gar nicht. Was ist bloß mit ihm passiert?

Wenn ich malte, war die Welt in Ordnung, denn dann verschwamm die Realität hinter einer dicken Schicht Acrylfarbe und wurde zu einem Abbild meiner dunklen Seite. So bizarr die Bilder auch wurden, so abgrundtief düster und obszön, jeder Pinselstrich hatte eine beruhigende Wirkung auf mich, fühlte sich an wie eine Streicheleinheit. Ich konnte mich stundenlang auf Details konzentrieren und diese in Form bringen.

Eigentlich arbeitete ich sehr intuitiv, aber ab einem gewissen Punkt wurde ich zum Perfektionisten und es fiel mir schwer, zum Ende zu kommen. Meist war es eine Ausstellung, die mich letztendlich dazu zwang, obwohl ich noch Stunden daran hätte verbringen können. Doch ich brauchte diese Momente, denn ohne sie hätte mir in meinem Leben der Anker gefehlt, und dann wäre ich früher oder später auf weiter See verloren gegangen.

Trotz Kunststudium hatte ich es geschafft, mir in den letzten anderthalb Jahren eine Basis zu schaffen, sodass ich von der Kunst leben konnte – und das, ohne mich für irgendetwas zu verkaufen. Das war schon etwas, worauf ich wirklich stolz war, denn es war etwas Reines und Unverbrauchtes. Um nichts in der Welt würde ich zulassen, dass sie mir wieder genommen werden würde, die Kunst,

meine Rettungsboje, ohne die ich mit großer Sicherheit in der Gosse gelandet wäre. Alles, was ich sonst anpackte, endete in einem Desaster, und dass Martin mich noch nicht vor die Tür gesetzt hatte, grenzte an ein Wunder – oder war seinem Glauben zu verdanken. Liebe deinen Nächsten und so.

Martin hielt nichts von meiner Glücksthese. Er beharrte immer wieder darauf, dass ich eben einfach Talent hätte und darum diesen Weg einschlagen sollte. Und er glaubte nicht nur an mich, sondern sorgte sich auch noch und versuchte immer wieder, mich aufzubauen.

»Lu!«, drang plötzlich eine Stimme durch den aus den Boxen dröhnenden Metal. Ich sah über die Schulter.

Es war Martin, mit einer Plastiktüte in der Hand und einem Rucksack auf dem Rücken. Grinsend stand er mitten im Atelier; ich hatte ihn gar nicht reinkommen gehört. Nur langsam kam ich zurück in die Realität. Die schräg durch die Oberfenster in den Raum fallenden Sonnenstrahlen deuteten darauf hin, dass es bereits Abend war.

»Oh, verflucht!« Sofort schaltete ich die Musik aus und sprang auf. »Tut mir leid! Tut mir so leid!«

»Ist schon gut«, sagte Martin.

»Nein! Es tut mir furchtbar leid! Ich ... war völlig abgedriftet.« Schnell eilte ich zum Spülbecken und wusch den Pinsel aus. »Ich komme gleich. Ich beeil mich!«

»Lu!«, rief Martin. »Jetzt entspann dich! Immer mit der Ruhe.«

Ich drehte mich zu ihm um und runzelte die Stirn.

»Du bist gar nicht zu spät. Ich dachte nur, ich komme dich abholen.«

Ich zog die Brauen zusammen und versuchte, mir einen Reim darauf zu machen. *Wieso das denn?* Das ergab

überhaupt keinen Sinn. Seine Uni war gar nicht in der Nähe.

»Ich war bei einem Kommilitonen zu Hause. Der wohnt in der Nähe der Tankstelle.«

»Ach so.«

Ich beeilte mich trotzdem. Martin wusste, dass ich ungern Leute hier hatte. Das Atelier war meine Höhle, in der ich tun und lassen konnte, was ich wollte. Es gab hier fast alles, außer einer Dusche. Hin und wieder eine Katzenwäsche am Spülbecken, für die ich auch bestens ausgerüstet war, reichte völlig aus.

Währenddessen setzte sich Martin auf die Couch, zog ein Wasser aus der Einkaufstasche und trank in großen Schlucken. »Ich weiß, du bist an den letzten Strichen und so, aber ich tue nur meine Pflicht als Freund.« Er zog ein Lachssandwich heraus und hielt es mir hin. »Ich war im Tankstellenshop und dachte mir, du hast vielleicht Hunger. Wann hast du das letzte Mal was gegessen?«

Ich legte die Pinsel auf einem Küchentuch aus und schnappte mir das Sandwich. »Du bist der Beste«, sagte ich und holte meine Trainingstasche. »Na, dann los.«

Gemeinsam verließen wir das Atelier und machten uns auf zur nächsten Bushaltestelle. Als wir wenige Minuten später in den Bus stiegen, hatte ich das Sandwich längst verputzt.

Seit ein paar Monaten gingen Martin und ich nun schon zusammen trainieren, wobei wir uns während der Einheiten eigentlich immer aus den Augen verloren, weil jeder seinem eigenen Plan folgte. Wir sahen das aber nicht so eng wie die meisten anderen dort. Uns ging es in erster Linie um einen Ausgleich, da wir uns im Alltag eher we-

nig bewegten. So schwer ich mich immer damit tat, das Atelier für eine Trainingseinheit zu verlassen, so froh war ich im Nachhinein, es getan zu haben.

»Ich hoffe, es ist in Ordnung für dich, wenn ich Jonas zur Vernissage mitbringe«, meinte Martin zurück in der Umkleide.

»Warum nicht?«

»Du hast nicht besonders glücklich gewirkt, als ich beim WG-Essen sagte, dass ich ihn mitnehmen will.«

Der Abend lag bereits zwei Tage zurück, war mir aber noch sehr bildhaft in Erinnerung. Noch präsenter war mir allerdings der Abend, an dem ich Jonas zum ersten Mal begegnet war, und das, obwohl ich da ziemlich was intus hatte. Martins Cousin wirkte auf den ersten Blick wie die Unschuld in Person. Allein wie er den Aschenbecher betrachtet hatte, voller Ekel und Abscheu, gab mir zu verstehen, wie er mich sah: Ich war für ihn Dreck. Aber das war in Ordnung, denn die letzten anderthalb Jahre hatte ich mich mit der Tatsache abgefunden, dass ich der letzte Abschaum war. Ich hätte mir nur gewünscht, dass es unser neuer Mitbewohner nicht bereits am ersten Abend bemerkte.

»Er hat gebetet«, sagte ich und schaute Martin vielsagend an.

Er lachte. »Was denkst du denn? Jonas ist genauso aufgewachsen wie ich. Die Religion ist ihm wichtig. Vermutlich sogar wichtiger als mir.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich und zog mir ein frisches Shirt an.

»Na ja, kein Sex vor der Ehe und so.«

Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen. »O nein! Der Arme! Aber erzähl mir jetzt nicht, er ist einer, der die

Evolutionstheorie leugnet. Bitte. Das ginge dann wirklich zu weit.«

»Dann würde er wohl kaum Agrarwissenschaften studieren. Hab ich dir doch erzählt.«

»Na und? *Gerade* solche Leute sind Spinner!«

»Nein, so einer ist er nicht. Er interessiert sich für die Wissenschaft«, sagte Martin, als er sich die Schuhe band.

Eine Weile schaute ich ihm dabei zu. Martin hatte sich engagiert dafür eingesetzt, dass Jonas bei uns einziehen sollte, und ich konnte ihm das nicht abschlagen – selbst wenn ich gewollt hätte. Denn Martin war nun mal Hauptmieter. Er hätte meine Zustimmung überhaupt nicht gebraucht.

»Tu mir den Gefallen und sei einfach nett zu ihm. Okay?«

»Hat er eine Krankheit?«

»Nein!« Martin lachte. »Er ist vollkommen normal.«

»So normal man eben sein kann, wenn man auf Sex vor der Ehe verzichtet.« Den Seitenhieb konnte ich mir nicht verkneifen.

»Respektier es einfach. Okay? Und zieh ihn schon gar nicht damit auf.«

»Warum machst du da so ein großes Ding draus?« Ich setzte mich, um mir die Schuhe anzuziehen.

»Ich war vor vier Jahren in derselben Situation wie er jetzt. Ich weiß, was da noch auf ihn zukommen wird. Und so, wie ich dich kenne ...«

»Was?«, fiel ich ihm ins Wort und sah ihn streng an.

»Lass es mich so formulieren: Du könntest ihn unnötig verwirren. Er ist anders als du, Lu. Nicht jeder geht so freizügig mit seiner Sexualität um.«

»Ich gehe nicht freizügig ...«

»O doch, das tust du! Und versteh mich nicht falsch – ich bewundere dich dafür. Aber tu bitte nichts Unüberlegtes.«

»Ist das jetzt ein Kompliment, oder was willst du damit sagen?«

»Jeder hat sein Päckchen zu tragen. Das solltest du am besten wissen.«

Die plötzliche Wendung, die das Gespräch genommen hatte, gefiel mir ganz und gar nicht, schließlich war ich seit mehreren Monaten stabil. »Es geht mir gut«, sagte ich sicherheitshalber, um Martin daran zu erinnern, falls er es vergessen haben sollte.

»Dann sorg bitte dafür, dass es auch so bleibt.«

Ich kam nicht umhin, mit den Augen zu rollen.

»Kommst du heute nach Hause?«

Die Frage traf mich unvorbereitet, und obwohl ich eigentlich Ja sagen wollte, stockte ich. Nicht wegen der Bilder, die ich abgeben musste, sondern wegen Martin ... oder besser gesagt wegen Jonas. Martin sorgte sich so sehr um seinen Cousin, dass ich kaum mithalten konnte. Warum sollte ich auch? Jonas hatte sich über mich doch bereits ein Urteil gebildet, und bei dem kam ich ziemlich schlecht weg. Jetzt noch den lieben Mitbewohner zu spielen, war nicht mein Stil. Mir war Jonas sowieso egal, und je mehr ich über ihn erfuhr, umso mehr wurde mir klar, dass wir in komplett verschiedenen Welten lebten. Martin hatte offenbar gerade alle Mühe, den Spagat zwischen seiner Vergangenheit und seinem jetzigen Leben hinzukriegen, und die einzige Möglichkeit, ihn dabei zu unterstützen, war, mich von der WG fernzuhalten. Außerdem ging es mir *wirklich* gut. Ich brauchte seine Sorge nicht. »Ist vielleicht besser, wenn ich zurück ins Atelier gehe«, sagte ich nachdenklich.

»Wann musst du abgeben?«

»Morgen Abend.«

»Na gut. Aber vergiss nicht zu essen.«

Ich setzte mein schönstes Lächeln auf. »Du kennst mich doch.«

»Eben. Wenn du dich bis morgen Abend nicht gemeldet hast, lass ich dir eine Pizza liefern.«

»Das wird ja wohl nicht nötig sein.«

»Ach, und die Adresse habe ich übrigens Jonas auch gegeben.«

»Die Adresse? Welche Adresse? Die des Ateliers?«, fragte ich überrascht. »Warum das denn?«

»Für Notfälle«, antwortete Martin trocken und machte den Spind zu. »Wir wissen beide, dass du es hin und wieder übertreibst. Und als dein persönlicher Leibarzt hielt ich es für das Beste, Jonas die Adresse zu geben.«

»Noch bist du kein Arzt.«

»Werd ich aber bald sein.« Er klopfte mir auf die Schulter und verließ die Umkleide.

»Hey! Warte!«, rief ich, schlug meinen Spind zu und folgte ihm.

Am Samstag schleppte Martin mich an eine Kunstausstellung. Meine Eltern hielten überraschenderweise sehr viel von Kunst und somit hatte ich auch als Kind schon das ein oder andere Museum besucht. Doch es war das erste Mal, dass ich eine Vernissage in einer Galerie besuchte. Und ich fühlte mich komplett fehl am Platz. Alle wirkten so gebildet, als wäre es selbstverständlich, Kunstverständnis zu haben. Ich kam mir vor wie ein Hinterwäldler, der sich große Mühe geben musste, nicht aufzufliegen. Aber wahrscheinlich sah man es mir schon an der Kleidung an, dass ich nicht dazugehörte. Es überraschte mich, wie selbstbewusst sich Martin unter die Leute mischte, mit ihnen anstieß und scheinbar ganz locker Small Talk halten konnte. Ich hingegen schritt voller Ehrfurcht durch die weißen Räume und betrachtete die Werke der verschiedenen Künstler.

Ein Bild – ein fast zwei auf zwei Meter großes Gemälde – erweckte meine Aufmerksamkeit. Ich blieb stehen und betrachtete stirnrunzelnd die bizarre Welt. Wuchernde Pflanzen umrankten eine Ruine auf einer düsteren Waldlichtung und in allen Ecken schienen sich irgendwelche Monster zu verstecken. Hier waren katzenhafte Augen zu sehen, da echsenartige Schwanzspitzen. Es war

ein Bild, das man lange ansehen konnte – man entdeckte immer wieder etwas Neues. Interessiert beugte ich mich vor und las das Namensschild.

»Lucien Gilliéron: *Das Versteck der Dämonen; Acryl auf Leinwand*«

Das hatte ich nicht erwartet. Beeindruckt trat ich wieder ein paar Schritte zurück und betrachtete das Bild noch einmal mit ganz neuen Augen.

»Gefällt es dir?«, fragte Lucien plötzlich neben mir.

»Was ist das?«

»Du hast dich noch nie mit Kunst beschäftigt, hab ich recht?«

»Ich ... äh ... also ... ich weiß nicht«, stammelte ich verunsichert. »Und das hast du gemalt?«

»Komm. Ich zeig dir noch ein anderes Werk von mir.«

Ich folgte ihm in den angrenzenden Raum und fand mich vor einem weiteren wandfüllenden Gemälde wieder. »Großer Gott.«

Es war eine Ansammlung monströser Figuren, die mich trotz ihrer grotesken Erscheinungen an »*Das Erwachen der Elfenkönigin Titania*« von Johan Heinrich Füssli erinnerte. Luciens Bild war voller Grausamkeit und dennoch war ich davon fasziniert. Da fiel mein Blick auf einen kleinen roten Punkt, der auf dem Namensschild klebte.

Verkauft?

»Kannst du davon leben?«

Lucien sah mich an, als wäre meine Frage vermessen gewesen, doch dann stahl sich ein sanftes Lächeln auf sein Gesicht. In den vier Tagen, in denen wir einander nun kannten, war dies das erste Mal, dass ich nicht das Gefühl hatte, etwas falsch gemacht zu haben. Allein meine Anwesenheit schien ihn manchmal so zu irritieren, dass er

mich nur ignorieren konnte. Aber vielleicht war er auch einfach nur sehr gut drauf. Völlig unerwartet legte er den Arm um meine Schulter und zog mich mit.

»Komm! Jetzt geht die Party erst richtig los. Martin! Bist du so weit?«

Sein Duft stieg mir in die Nase und überraschte mich. Ich hatte erwartet, er würde nach Zigarettenrauch stinken, doch er roch wie frisch geduscht und hatte offenbar in den letzten Stunden keine einzige Zigarette geraucht. Ich mochte den Geruch und stolperte unbeholfen neben ihm her.

»Keine Angst. Das wird lustig«, versicherte er mir, als er mich wieder losließ und seinen Mantel aus der Garderobe holte.

»Wo gehen wir denn hin?«

»An die Langstraße.«

»Und was gibt es da?«

»Alkohol.«

Kurz darauf schleppten mich meine beiden Mitbewohner ins Zürcher Ausgangsviertel, wo wir eine Bar nach der anderen abklapperten. Nach einem – wie Lucien es nannte – langweiligen Glas Wasser wagte ich mich erneut an Bier. Obwohl es die gleiche Marke war wie das, das wir in der WG hatten, empfand ich den Geschmack als nicht mehr ganz so bitter wie beim ersten Mal. Ich musste mir sogar eingestehen, dass ich anfang, es zu mögen. Dennoch war ich dankbar, dass Martin und Lucien nicht von mir erwarteten, mit ihnen mitzuhalten. Ihr Durst schien unstillbar und ich fragte mich, seit wann Martin so gern feierte.

Als wir uns in einem Irish Pub an den Leuten vorbei Richtung Bar zwängten, rief jemand vom anderen Ende des Raums Martins Namen. Lucien zögerte und mach-